Nr. 191. — Zweites Blatt.

Verantwortl. Redakteur: R. O. Köhler in Stettin.
Verleger und Drucker: R. Graßmann in Stettin, Kirchplatz 3—4.

Bezugspreis: vierteljährlich in Stettin 1 M, auf den deutschen Postanstalten 1 M 10 ₰; durch den Briefträger ins Haus gebracht kostet das Blatt 40 ₰ mehr.

Anzeigen: die Kleinzeile oder deren Raum 15 ₰, Reklamen 30 ₰.

Stettiner Zeitung.

Sonntag, 16. August 1903.

Annahme von Anzeigen Breitestr. 41—42 und Kirchplatz 3.

Vertretung in Deutschland: In allen größeren Städten Deutschlands: R. Mosse, Haasenstein & Vogler, G. L. Daube, Invalidendank. Berlin Bernh. Arndt, Max Gerstmann. Elberfeld W. Thienes. Halle a/S. Jul. Barck & Co. Hamburg William Wilkens. In Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M. Heinr. Eisler. Kopenhagen Aug. J. Wolff & Co.

„Das Satyrspiel zum Konklave".

Unter diesem Titel geht der „Köln. Ztg." folgender launiger Bericht zu: Im Altertum, dessen Lebensweisheit uns heute noch vorbildlich in vielen Beziehungen ist, folgte als Abschluß auf jede ernst-feierliche Vorstellung das Satyrspiel, damit auch die heitere Seite in der Menschennatur zu ihrem Recht käme. Mehr oder minder zweckbewußt folgt auch unsere modern-christliche Kultur diesem alterprobten Brauche, auf die Weihefeier der Kirche folgt das Volksfest der Kirmeß, Pfarrsynoden schließen mit Schmaus und Trank, und selbst die großen Katholikenversammlungen haben ihre Festessen und Kommerse, bei denen in majorem dei gloriam tüchtig gezecht wird. Warum sollte also nicht auch das Konklave sein Satyrspiel haben? Damit soll nun beileibe nicht behauptet werden, daß die Kardinäle die glücklich vollzogene Wahl des unpolitischen Papstes mit einem Bacchusfest gefeiert hätten. Aber sein Satyrspiel in Bacchanalienform hat doch auch das siebenaktige Drama der Wahl Pius' X. gehabt, wie durch zuverlässige Berichte aus Rom bezeugt wird, und das ging auf die natürlichste Weise von der Welt zu. Im Vatikan hat man für den ungewöhnlichen Menschenandrang des Konklaves auch außerordentliche Verpflegungsvorkehrungen treffen müssen, um so mehr als der Verkehr mit der nahrungsspendenden Außenwelt durch die herkömmlichen Bestimmungen erschwert war. Es ging dem Küchenchef Comm. Puccinelli ungefähr so wie an einem Sommersonntag dem Wirt eines großen Vergnügungslokals, der für einen großen Verzehr eingerichtet sein muß, aber auch Gefahr läuft, daß ein Gewitter die Gäste verscheucht, und ihm die Vorräte liegen bleiben. Herr Puccinelli war am Montag, 3. August, noch auf eine längere Dauer des Konklaves eingerichtet; seine Speisekammern waren voll von Makkaroni, Fleisch, Geflügel, Brot und Wein; da wurde schon am 4. August nach erfolgter Wahl Pius' X. das Konklave geöffnet, die Tischgäste Puccinellis flogen nach allen Winden auseinander und in Keller und Vorratskammern lag noch Speis und Trank für mehrere Tage. Insbesondere waren zahlreiche angebrochene Weinbehälter vorhanden, die großen dickbauchigen strohumflochtenen Glasflaschen, damigiane genannt, die man alsbald austrinken muß, wenn sie einmal geöffnet sind, weil sonst, zumal bei der großen Hitze, der Wein unfehlbar zu Essig wird. Da nun die Kardinäle mit Gefolge bereits abgezogen waren, ohne sich um das Schicksal des Weinkellers zu kümmern, so wußte sich Puccinelli, damit nicht alles zu Essig würde, nicht anders zu helfen, als durch eine großmütige Einladung an alle Maurer, Zimmerleute, Pförtner, Feuerwehrleute, Auskehrer, Aufwärter und sonstige Bedienstete und Arbeiter des Konklaves. Die Leute ließen sich's nicht zweimal sagen und machten sich mit dem ihnen eigenen spiritualistischen Eifer über die Weinvorräte her, einerlei ob es Moselwein für den Kardinal Fischer, Grünberger für Kardinal Kopp, Tokayer für Kardinal Vaszary oder der Frühstückswermut des ehemaligen Kardinals Sarto war. Nach kurzer Zeit war die ganze Gesellschaft, die das Ende des Konklaves so fröhlich zu feiern begonnen hatte, in einen antiken Bacchuszug verwandelt, und es ging dabei so heidnisch her, daß es dem Anstifter des Bacchanals, Comm. Puccinelli, angst und bange wurde. Mit den Teilnehmern des Satyrspiels, die im Vatikan selber wohnten, gings noch an, denn die konnten ihren Rausch und ihren Katzenjammer hinter den heiligen Mauern vor Italien und der bösen Welt verbergen; aber da waren noch viele, die draußen wohnten und durch fragwürdiges Auftreten auf italienischem Gebiet bei Liberalen, Sektierern und Freimaurern üble Nachrede in dem Sinne erwecken konnten, als seien die Zeiten Gregors XVI. wiedergekehrt, von dem Pasquino behauptet hatte, er habe manchmal die Schlüssel Petri mit den Kellerschlüsseln verwechselt. So gab denn Puccinelli Befehl, daß man die außerhalb des Vatikans wohnenden Teilnehmer des Satyrspiels bis zum Einbruch der Nacht zurückhalte und dann durch das hintere Tor des Vatikans nach und nach entlasse, damit sie nicht allzu großes Aufsehen auf dem Petersplatz erregten. Aber man hatte die Rechnung ohne den italienischen Wachtposten an der Zecca, dem königl. Münzgebäude, gemacht, der dem hintern Eingang des Vatikans gerade gegenüber auf und ab wandelt und sorgfältig auf alles achtgibt, was sich dort zuträgt. Der sah im beginnenden Vollmondschein alle die schwankenden Gestalten aus dem Vatikan kommen, freute sich baß darüber und hat natürlich alles verraten.

Göttinger Erinnerungen.

Nach den stürmischen Jahren 1848, so berichtet ein Anonymus in der „Frankf. Ztg.", verlor sich auch in Göttingen die Aufregung des Revolutionsjahres, die Gasflammen — nach langem Kampfe zwischen „Chas und Oel" hatte das Gas gesiegt — leuchteten wieder auf ein ruhiges Völkchen hernieder, die alte dicke Apfelverkäuferin auf der Weenderstraße, die bis an ihren erst vor 15 oder 20 Jahren erfolgten Tod den ehrfürchtig blickenden Füchsen als eine der vielen Freundinnen Heinrich Heines gezeigt wurde, nahm wieder ihren gewohnten Stand ein und es herrschte tiefe Stille in der Stadt, die erst 1866 unterbrochen wurde, als der irregeleitete Landesherr zum letzten Male Göttingen betrat. Er wohnte im Hotel zur Krone, dessen witziger und weltbekannter Wirt, Fritz Bethmann, noch heute unvergessen ist. Der König zog dann mit seinen Soldaten nach Langensalza — um nie wieder in sein Land zurückzukehren. Das Langensalza-Denkmal in den Anlagen erzählt noch von jener Zeit und den Tagen des deutschen Bruderzwistes. In der Stille der kleinen Stadt gediehen die großen Gelehrten, deren Namen der Universität zur Zierde gereichten — man denke nur an den großen Anatomen Henle, an Wöhler, Benfey, Sauppe, Weber und Gauß, den großen Juristen Thöl, später auch Ihering usw. — aber auch der leider immer seltener werdenden Originale gab es dort die Fülle. Noch sehe ich den alten Professor vor mir, dessen Haupt nie mit einem Hut bedeckt war, denn er trug den ältlichen Cylinder immer sorgsam auf dem hocherhobenen Stocke vor sich her. Und dann der alte Philosoph Professor R.! Der unverfälschte Typus eines deutschen Professors mit runder Hornbrille und langen weißen Locken. Er schrieb einmal, so erzählt man sich, eine Abhandlung über die Natur des Schrecks. Um die Wirkungen des Schrecks auf das menschliche Gemüt zu erforschen, kam er auf folgende originelle Idee. Er zog sich völlig nackt aus und versteckte sich unter dem mit einem langen Tischtuche bedeckten Eßtische. Als nun das Dienstmädchen hereintrat, sprang er mit einem wilden Schrei hervor — und erhielt von der resoluten Maid eine schallende Ohrfeige, vermutlich, weil sie ein Attentat auf ihre Tugend befürchtete. Die Wirkungen des Schrecks waren aber ganz auf Seiten des Herrn Professors.

Wegen seiner vorzüglichen Vorlesungen für Anfänger, aber auch wegen seiner Zerstreutheit berühmt, war der prächtige alte Professor Ribbentrop, Geheimer Justizrat! Er wurde sehr erbittert, wenn man den Zusatz Justiz vergaß. „Meine Herren, bitte Geheimer Justizrat, denn es gibt sogar Geheime Kommissionsräte und mein Name wird mit zwei weichen b und einem harten p geschrieben." Aber das half ihm nicht immer. So hatte das kleine Göttinger Adreßbuch alljährlich nur eine Druckfehlerberichtigung: „statt Rippentrob lies Ribbentrop". Uebrigens war er ein hochgebildeter entzückender und allbeliebter Gesellschafter. Aber seine Zerstreutheit! Ich hörte es selbst, daß er laut „Herein" rief, als ihm ein anderer Professor auf die Schulter klopfte. Was Wunder, daß über den zerstreuten Mann alle möglichen Anekdoten im Umlauf waren! Bald sollte er neben einem Loche in seiner Stubentür, das seiner Katze jederzeit den Zugang zu ihrem Herrn ermöglichte, vier kleinere Löcher habe anbringen lassen, als die Katze vier Junge warf, weil „sonst die Kleinen ja nicht zu mir kommen können", bald sollte er über den Schatten der Alleebäume gesprungen sein, weil er die dunklen Schattenstreifen für Gräben gehalten hätte, ja er wurde sogar von einem Eingeborenen gezeichnet mit dem Nachtzeug auf dem Arme. Er hatte es sich im strömenden Regen schnell von Haus geholt, nachdem sein Freund Thöl ihn gebeten hatte, wegen des schlechten Wetters doch bei ihm zu übernachten. Doch sei dem wie ihm wolle, er war ein ganzer Mann und ist von seinen Hörern noch heute nicht vergessen.

Zu den markantesten Erscheinungen in den Straßen Göttingens gehörte auch der weltberühmte Wöhler, der stets in einem altmodischen grünlichen Rocke von höchster Einfachheit ging. Und später Klinkerfues, der große Astronom, der immer in Geldkalamitäten steckte, immer voll Humor war und von dem kein Fremder glauben wollte, daß dieser dicke Mann mit dem Vollmondgesichte und dem struppigen Bart der große Klinkerfues sei. Er brachte anfangs der siebziger Jahre die ersten Wetterprognosen in der „Göttinger Zeitung", aber wie? „Wetter für Sonntag: „Es ist besser, den Sonnen- als den Regenschirm nach dem Leihhause zu tragen" oder: „Wetter für Mittwoch: Für Mariaspring (Göttinger Ausflugsort) geeignet" u. Ae. Von ihm stammt tatsächlich das Witzwort: „Kellner, bringen Sie mir ein Beefsteak und dann noch eins; ich bin bei einem Kollegen eingeladen." Schade, daß der geniale Mann selbst seinem Leben ein Ziel setzte. Er ist eigentlich nie so recht nach seiner ganzen Bedeutung geschätzt worden. Unter glücklicheren Verhältnissen würde er die Welt mit seinem Ruhm erfüllt haben.

Hamburger Kaffee-Import.

Im Jahre 1902 kamen über See nach Hamburg annähernd 2,2 Millionen Doppelzentner Kaffee im Werte von über 163 Millionen Mark. Diesem riesigen Umsatz kommt kein anderer hamburgischer Einfuhrartikel gleich; mit 141 Millionen Mark folgt der Import von Schafwolle erst in ziemlicher Entfernung. Im europäischen Güteraustausch gehört mehr als die gesamte Seeausfuhr Hamburgs nach Dänemark, Schweden, der europäischen Türkei, Italien, Griechenland, den ionischen Inseln, Bulgarien und Rumänien dazu, um die Summe wieder einzubringen, welche durch die Zufuhren an Kaffee nach Asien, Afrika, einzelne europäische Zwischenhändlerstaaten und vor allem nach Süd- und Mittelamerika abfließt. Die Menge der vorjährigen Kaffeeimporte ist auch die größte, die je in Hamburg verzeichnet wurde; die reichen Ernten in Brasilien haben den Hauptanteil an diesem Ergebnis. Die Preise sind zwar noch immer äußerst niedrig, im Gesamtdurchschnitt aber doch um eine Kleinigkeit besser geworden, sodaß nicht wie im Vorjahre bei gesteigerter Einfuhrmenge ein verringerter Einfuhrwert konstatiert zu werden brauchte. Dieser Wert hat gegen das Jahr 1901 vielmehr um 13,5 Millionen Mark, die Menge um 176 000 Doppelzentner zugenommen. Vor 3 Jahren betrug der Durchschnittspreis der gesamten Kaffeeeinfuhr in Hamburg noch 91½ Mark pro Doppelzentner, im letzten Jahre nur noch 75⅓ Mark. Der höchste Durchschnittspreis für Kaffee wurde in den Jahren 1877 und 1890 mit 172 Mark pro Doppelzentner gezahlt; seitdem ist er mit geringen Schwankungen beständig gesunken und hat im Jahre 1901 seinen tiefsten Stand erreicht. Unter den bedeutendsten Kaffeesorten sind Java-, Brasil-, Portoriko- und namentlich Domingo-Kaffee auch im Jahre 1902 im Durchschnittspreise gefallen, während La Guayra-Kaffee von 89½ Mark auf 99 Mark pro Doppelzentner gestiegen ist.

Die teuerste Bohne lieferte im Vorjahr Arabien. Davon kamen 12 773 Doppelzentner herein, die mit 149 Mark pro Doppelzentner bezahlt wurden. Im Jahre vorher galt arabischer Kaffee nur 133 Mark pro Doppelzentner; damals hatte Singapore-Kaffee den höchsten Durchschnittspreis. Die arabische Zufuhr hat auch eine erhebliche Steigerung in der Menge erfahren, sodaß bei ihrer erhöhten Bewertung 1,9 statt Jahrs vorher 1,1 Millionen Mark deklariert wurden. Die übrigen asiatischen Kaffeelieferungen — es kommt noch Britisch- und Niederländisch-Ostindien in Betracht — erzielten erheblich höhere Durchschnittspreise als 1901 und stiegen auch in der Qualität. Afrika gab nach Hamburg eine nur kleine Menge ägyptischen Kaffees, 112 Doppelzentner. Deutsch-Ostafrika jedoch schickte zum geringer gewordenen Durchschnittspreise von 94 Mark 3478 Doppelzentner und damit für fast 100 000 Mark mehr als im Vorjahre. Das übrige Afrika führte noch 9450 Doppelzentner in Hamburg ein, wobei die westafrikanischen Sorten zu dem niedrigsten Durchschnittspreise des Jahres, nämlich 59 Mark pro Doppelzentner, gehandelt wurden.

Amerika brachte wie stets unvergleichlich viel größere Kaffeemengen auf den hamburgischen Markt. Brasilien allein lieferte der Quantität nach mit 1 519 243 Doppelzentner fast sieben Zehntel und dem Werte nach mit 102 252 580 Mark fast ⅔ der gesamten Kaffeeeinfuhr in Hamburg. Gegen das vorhergehende Jahr 1901 bedeutet das eine Steigerung um 129 000 Doppelzentner und ca. 6 Millionen Mark. Der Preis des Brasilkaffees stand jedoch so niedrig wie nie zuvor; er betrug pro Doppelzentner 67 Mark. Guatemala, die zweitgrößte Kaffeelieferantin für Hamburg, konnte mit einem höhern Durchschnittspreise als im Jahre 1901 rechnen: 95 Mark pro Doppelzentner; die Zufuhr war aber erheblich geringer, und so blieb ihr Wert von 18,6 Millionen Mark um 900 000 Mark gegen den vorjährigen Ertrag zurück. Das gleiche Schicksal erlitten San Salvador, Kostarika, Kolumbien, Kuba, Chile, Curacao; die drei letztgenannten Länder versagten ganz oder fast ganz. Der Ausfall ist am erheblichsten bei Kolumbien; es kamen statt 17 839 nur 8336 Doppelzentner an und noch dazu für sehr viel niedrigeren Durchschnittspreis, sodaß der Wert der Sendungen von 1,7 Millionen Mark auf 754 000 Mark heruntergedrückt wurde. Eine Zunahme ihrer Kaffeeausfuhren nach Hamburg haben dagegen namentlich Venezuela, Nicaragua, Mexiko, Haiti, Portorico und (in Durchfuhr) die Vereinigten Staaten zu verzeichnen. Venezuela hat den Rückgang von 5,6 Millionen Mark, den das Jahr 1901 brachte, zwar nicht wieder ausgleichen können, immerhin aber seinen Export von 4 auf 5½ Millionen Mark bei erhöhten Durchschnittspreisen vermehrt. Haiti, das 1900 bereits für 6,1 Millionen Mark exportiert hatte, ging es ebenso: es verbesserte 1902 bei sehr erhöhten Preisen seine Ausfuhr immerhin auf 2 Millionen. Portoriko gab 1898 für 7,6 Millionen, 1901 für 526 830 Mark und 1902 für 2 Millionen Mark Kaffee an Hamburg ab. Die Ausfuhren Nicaraguas nach Hamburg steigerten sich von 23 000 auf 39 000 Doppelzentner, die Werte dieser Sendungen von 1,9 Millionen auf 3,3 Millionen Mark. Sehr kräftig haben die Vereinigten Staaten, nämlich von 300 000 Mark auf 2,9 Millionen, ihren Kaffeeexport nach Hamburg vermehrt. Die indirekte Kaffeeeinfuhr nach Hamburg durch europäische Staaten wurde wie gewöhnlich von fast allen europäischen schiffahrttreibenden Ländern besorgt, in der Hauptsache durch Großbritannien (32 000 Doppelzentner zu 3,3 Millionen Mark), Holland (35 000 Doppelzentner zu 3,4 Millionen Mark) und Frankreich (56 000 Doppelzentner zu 4,6 Millionen Mark).

Etwas von der Anmut.

Schön braucht eine Frau nicht zu sein, aber daß sie anmutig ist, erwartet man von ihr. Anmut (schreibt Alice Kinkel in der „Köln. Volks-Ztg.") erfreut das Auge und erfrischt das Gemüt; jede, auch die kleinste und unscheinbarste Arbeit gewinnt durch sie; man sitzt gerne und schaut dem anmutigen Gebaren, den weichen, leisen und sicheren Bewegungen einer anmutigen Frau zu. Auch die Anmut der Rede entzückt, ebenso das von ihr gewürzte Lächeln. Die Schönheit, die stolze sieggewohnte, sie vergeht oft nur zu bald, aber die Anmut bleibt, ihre liebliche Begleitung ist der mit ihr Begabten sicher, auch für die Jahre, wo man aufhört schön zu sein, auch wenn Runzeln uns entstellen wollen, wenn graue Haare kommen, wenn die Wangen nicht mehr blühen. Man wundert sich oft über die eigenartige Anziehungskraft, welche manchmal unschöne, ruhige, nicht kokette Frauen, ja sogar ältere Matronen auf Alt und Jung, Männer und Frauen ausüben; wenn man sich die Mühe nehmen wollte, so könnte man finden, daß das Geheimnis dafür nur in einem von Anmut

Blicke in heidnische Gedankenwelt.

Zu den bedeutenden Missionsarbeitern der neueren Zeit gehört Eugene Casalis, zuerst Missionar, später Direktor der Pariser Missionsanstalt. Er ging im Jahre 1833 mit zwei anderen Missionaren nach Kapstadt und von da zu den Bassutos (südlich vom Oranjefreistaat). Von besonderer Bedeutung für die dort begonnene Arbeit wurde ihr Verhältnis zu dem Oberhäuptling Moschesch, einer interessanten Persönlichkeit. In seinen Lebenserinnerungen läßt uns Casalis einen Einblick in das Geistesleben dieses afrikanischen Heiden tun. Wir geben im folgenden einiges aus den Aufzeichnungen Casalis wieder:

Wenn wir des Abends bei Moschesch zu Besuch waren, machte es ihm Freude, zu wiederholen, was wir öffentlich in unseren Reden zum Volk gesagt hatten, und Erklärungen zu verlangen. Dabei entdeckte er zu seiner großen Ueberraschung, daß unsere Lehre auf Tatsachen, auf wahren Geschichten gegründet war und nicht, wie er zuerst geglaubt hatte, auf einer Zusammenstellung von Mythen und Allegorien. „Ihr glaubt also," sagte er eines Abends, indem er mir die Sterne zeigte, „daß zwischen und über dem allen ein allmächtiger Herr ist, der alles geschaffen hat, und der unser Vater ist?" — „Und du, glaubst du das nicht?" — „Unsere Vorfahren haben allerdings von einem Herrn des Himmels geredet, und wir nennen jenen großen leuchtenden Flecken (die Milchstraße), den du dort siehst, noch den Weg der Götter; aber es schien uns, als müsse die Welt immer bestanden haben, aber allerdings mit Ausnahme der Menschen und der Tiere, die, nach unserer Ansicht, einen Anfang gehabt haben müssen, wobei zuerst die Tiere und dann die Menschen gekommen sind; aber wir wußten nicht, wer ihnen das Dasein gegeben hatte. Wir beteten die Geister unserer Ahnen an und erbaten von ihnen Regen, reichliche Ernten, Gesundheit und gute Aufnahme bei ihnen nach unserem Tode." — „Ihr waret in der Finsternis und wir haben euch Licht gebracht. Alles Sichtbare und eine Menge anderer Dinge, die wir nicht sehen können, sind von einem allweisen und allgütigen Wesen geschaffen worden und werden von Ihm erhalten, und Er ist unser aller Gott, der uns alle aus demselben Geblüt hat geboren werden lassen." Diese letztere Behauptung schien der Umgebung des Häuptlings unglaublich. „Bah!" sagten die Kühnsten, „das kann nicht sein. Ihr seid weiß und wir sind schwarz, wie könnten wir den nämlichen Stammvater haben?" Worauf der Häuptling, ohne sich zu besinnen, antwortete: „Dummköpfe! In meinen Herden sind weiße Rinder, rote Rinder und bunte Rinder; sind es nicht alles Rinder, und kommen sie nicht von demselben Stamm und gehören sie nicht demselben Herrn?" Dieses Argument machte mehr Eindruck, als es vielleicht bei uns gemacht hätte. Die Eingeborenen achten mit großer Aufmerksamkeit auf die Naturerscheinungen, die mit der Fortpflanzung der lebenden Wesen in Verbindung stehen. Sie schieben manch anormale Abweichungen auf Zufälligkeiten während der Zeugung. So erklären sie sich die Albinos, die nicht selten bei ihnen sind, und die unerwarteten Farbenzusammenstellungen auf dem Fell ihres Viehes. Es gibt bei den Bassutos in denselben Gemeinschaften und oft auch in denselben Familien sehr merkwürdige Verschiedenheiten der Färbung. Neben sehr schwarzen Personen sieht man solche, die nur bronzefarben sind. Und diesen Unterschieden der Farbe entsprechen gewöhnlich tieferliegende Verschiedenheiten. Die Gelblichen haben gewöhnlich biegsamere Glieder, schöner geformte Hände und Füße, eine flötenartigere Stimme. Nach Ansicht der Eingeborenen ist das Vorstehen der Kinnbackenknochen eine Wirkung des Elends, einer unzureichenden oder nur aus Pflanzen bestehenden Nahrung. In den Familien der Aristokratie (auch dort gibt es eine solche), wo man sich gut nährt und sich Frauen nach seinem Geschmack wählt, sind die Augen weniger verschleiert und hervortretender, die Nasen weniger flach, die Lippen schmäler, mit einem Wort, der Typus nähert sich mehr dem unsrigen, der, außer was die Farbe anbetrifft, bei diesen Völkern das Ideal der Schönheit geblieben ist. Der kräftige Glaube von Moschesch an die Einheit der menschlichen Rasse beruhte auf derartigen Beobachtungen. Er legte auch viel Gewicht auf die Gleichheit der Empfindungen, „Weiße, wie Schwarze," sagte er, „lachen und weinen in derselben Weise und aus denselben Ursachen; was den einen Freude oder Schmerz macht, macht es ebenso auch den andern."

Wenn er über diesen Punkt sprach, drückte der Häuptling gewöhnlich die Ueberzeugung aus, daß die Alten (seine Ahnen und die seines Volks) sehr ähnliche Gedanken gehabt hätten wie wir; daß viele Traditionen und Legenden dies glaubwürdig machten, und daß der Grund der Unwissenheit der Bassutos der wäre, daß sie nicht, wie wir ein Buch hätten. „Seht," sagte er, „alles artet aus; alles ist heute weniger gut als vormals. Es scheint mir, als wäre sogar unser Vieh weniger schön."

Als ich ihm sagte, dies sei eine falsche Vorstellung, die daraus hervorginge, daß wir in der Kindheit lebhaftere Eindrücke empfingen, hatte er Mühe dies einzusehen; aber er merkte es sich gut, daß man auch bei den Weißen glaubte, die Vergangenheit sei besser gewesen als die Gegenwart, und sah darin einen weiteren Beweis für die Einheit des Menschengeschlechts.

Er triumphierte, und mit Recht, als wir ihm die zehn Gebote der Gesetzestafeln aufzählten. „Dies," sagte er, „ist in alle Herzen geschrieben. Wir kannten den Gott nicht, den ihr uns verkündigt, und wir wußten garnichts vom Sonntag; aber alles andere in eurem Gesetz hat nicht viel Neues für uns. Wir wußten, daß es sehr schlecht ist, wenn man undankbar und ungehorsam gegen seine Eltern ist, wenn man stiehlt, tötet, die Ehe bricht, das begehrt, was anderen gehört und wenn man verleumdet."

Er gab das Dasein der Sünde zu und überbot sogar noch das, was wir über die Verbreitung des Uebels, das unter den Menschen herrscht, sagen konnten. Auf diesem Punkte war er mehr als schwarzseherisch. Er erklärte das Böse als eine Art von Verhängnis oder wenigstens als das Resultat einer unheilbaren Schwäche. „Gutes tun," sagte er, „heißt einen Felsblock bis auf den Gipfel eines Berges rollen; das Böse geschieht ganz von selbst; der Felsblock rollt ganz von selbst bis zu dem Fuße des Berges hinunter."

Die Erzählungen des Alten und des Neuen Testaments interessierten ihn sehr, und er wurde nicht müde, uns die hauptsächlichsten wiederholen zu lassen. Die Geschichte Josephs und Davids in der ersten Hälfte seines Lebens versetzten ihn in ein wahres Entzücken. Unter allen Gleichnissen der heiligen Schrift gab er dem von dem verlorenen Sohne den Vorzug. Aber wir konnten bald merken, daß die Person Jesu Christi das war, was ihm am meisten auffiel, und daß dies auch bei denjenigen seiner Untertanen der Fall war, die unserem Unterricht regelmäßig beiwohnten. Da sie die Weißen nur durch uns kannten, so räumten sie den zivilisierten Völkern inbetreff der Intelligenz und der Tugend einen hohen Rang ein, aber das Leben Jesu erschien ihnen als übermenschliches Ideal. Sie erkannten in Ihm den Gottmenschen so gut, daß sie die Berichte der Evangelisten nicht geglaubt hätten, wenn diese nicht Seinen himmlischen Ursprung und Seine wunderbare Geburt behauptet hätten. Sie begriffen Seine Sendung am besten als die des Erlösers und hatten dafür auch am meisten Interesse, ein auffallender Beweis für die Unzerstörbarkeit des Gewissens in allen Ländern. Die Handlung des Loskaufens war ihnen bekannt; sie hatten die Gewohnheit, Opfer darzubringen, um häuslichem und öffentlichem Unglück vorzubeugen; von da aus bis zu dem Gedanken, daß ein Mensch wie Jesus imstande war, alle Sünder zu retten, indem Er für sie starb, war der Uebergang leicht.

Außer der religiösen Frage, die in allen unsern Unterhaltungen mit dem Häuptling vorherrschte, rief seine unersättliche Wißbegier unendlich viele andere hervor. Er wollte den Ursprung und die Geschichte der verschiedenen Völker wissen, deren Namen er uns nennen hörte. Es war ihm ein großes Aergernis, als er erfuhr, daß die Nationen, die die Autorität Jesu Christi anerkennen, noch den Krieg lieben und sich befleißigen, die Kriegskunst immer mehr zu vervollkommnen. „Das war gut für uns," sagte er, „die wir nur das Beispiel der wilden Tiere hatten, aber ihr, die ihr vorgebt, die Kinder dessen zu sein, der gesagt hat: Liebet eure Feinde, ihr findet Freude daran, euch zu schlagen!" Alles, was wir ihm von den Milderungen dieses Uebels sagten, von der Pflege, die man den Verwundeten des Feindes angedeihen läßt, und von der Abwesenheit allen persönlichen Hasses in den Herzen unserer Soldaten, vermehrten nur sein Befremden. „Ihr tut also das Böse ohne Zorn und mischt noch Weisheit hinein! Das verstehe ich nicht; wenn nicht der Krieg vielleicht eine Rute ist, die Gott nicht hat zerbrechen wollen, weil Er ihrer noch bedarf, um die Menschen zu züchtigen." Es war nichts Heuchlerisches in dieser Entrüstung, denn Moschesch hatte im allgemeinen ein so großes Widerstreben gegen alles Blutvergießen, daß dadurch mitunter sogar seine Politik benachteiligt wurde. Es fehlte ihm nicht an persönlichem Mut, aber fast bei allen Gelegenheiten, wo er zu den Waffen greifen mußte, um eindringenden Feinden Widerstand leisten zu können, hat er sich den Tadel seiner Untertanen durch die Leichtigkeit zugezogen, mit der er auf einen endgültigen Erfolg Verzicht leistete, sobald der Feind ihn um Frieden bat. In seinen Urteilen griff er selbst im Fall eine Mordes nicht zur Todesstrafe, da, wie er sagte, die Hinrichtung des Schuldigen sein Opfer nicht wieder auferwecken, und man daher anstatt eines Toten zwei haben würde. Sowie er die Geschichte Kains kennen gelernt hatte, ermangelte er nicht, seine Leute darauf aufmerksam zu machen, daß Gottes Handlungsweise in diesem Falle seine eigenen Ansichten vollkommen rechtfertigte. Ich gestehe, daß ich fern davon war, seine Ansicht ohne Einschränkungen zu teilen, aber es ist Tatsache, daß Morde unter seiner Regierung sehr selten vorkamen. Bei vielen Gelegenheiten habe ich inbetreff von Moschesch das so wahre Wort angeführt: „Wer das Laster nicht genug haßt, liebt die Tugend nicht genug"; aber es war unmöglich, seine Leutseligkeit und seine unerschütterliche Geduld nicht zu bewundern, besonders wenn man ihn mit anderen afrikanischen Häuptlingen verglich. Ich habe ihn von seiten seiner geringsten Untergebenen Schimpfworte und Beleidigungen ertragen sehen, die mir sehr schwer zu überwinden gewesen sein würden. „Laßt sie," sagte er lächelnd, „es sind Kinder." Uebrigens büßte seine Würde nichts dabei ein, denn selten ist ein Häuptling mehr geachtet und geliebt worden als er. Die Geisteskranken des Landes suchten fast alle Zuflucht bei ihm; sie fühlten instinktiv, daß sie dort vor jeder schlechten Behandlung sicher sein würden, und daß er sie nicht Hungers sterben lassen würde.

Man kann leicht begreifen, mit welchem Interesse wir diese merkwürdigen Offenbarungen des Verstandes und des sittlichen Gefühls der Menschen, die durchaus gar keine Schule durchgemacht hatten, wahrnahmen. Auch hörten unsere Unterhandlungen mit den Bagolus, den Aeltesten von Thaba-Bossiu niemals auf und behandelten alle nur denkbaren Gegenstände. Der Häuptling beklagte sich mitunter, daß er uns nicht so viele Zeit widmen konnte, wie er gerne gewollt hätte. Seine Würde war keine Sinekure. Er mußte jeden Tag in einer Menge kleiner und großer Angelegenheiten Recht sprechen, eingeborene Gäste beherbergen und speisen. Mitunter schlief er auswärts, um sich nachts noch mit uns unterhalten zu können. Ich erinnere mich, daß er mir abends eine etwas einsam dastehende Hütte zeigte und mir sagte: „Erwarte mich dort, man hat zwei Matten hingebracht, eine für dich, die andere für mich. Aber mach keinen Lärm." Ein oder zwei Stunden darauf war er bei mir. Unsere Unterhaltung war im guten Zuge, als eine schwarze Gestalt sich am Eingange zeigte. „Still," sagte der Häuptling, „wir wollen tun, als ob wir schliefen." Bald aber: „Moschesch! Moschesch!" — Keine Antwort. „Mein Herr! Ich weiß, daß du hier bist!" — „Gehe fort! Mein Meister ist bei mir, laß ihn doch in Ruhe schlafen!" — „Nein, schon drei Tage warte ich, daß du meine Sache richtest; richte sie gleich. Meine Frau und meine Kinder sind allein zu Hause, ich will zu ihnen zurückkehren." — „Du hast wohl Hunger?" — „Nun ja, das auch!" — „Gehe so schnell du kannst zu (er nannte eine seiner Frauen), sage ihr in meinem Namen, daß sie dir eine Hammelschulter gibt, die ich eben dort gelassen habe." — Unser Freund verschwand, und die Nacht verging ohne weitere Störung.

Diese Aufzeichnungen sind dem im Verlag der deutschen Orientmission Berlin 10 erschienenen Buch: Meine Erinnerungen, von Eugene Casalis, deutsch von Gräfin Gröben. ungeb. 2 Mark, geb. 2,50 Mark, entnommen. Ein ungemein anziehendes, lehrreiches, glaubensstärkendes Buch, dem viele Leser gewünscht werden können.

durchtränkten Wesen zu suchen ist. Trifft man die Anmut des Körpers und der Seele bei einem Menschen vereinigt, so entsteht ein äußerst sympathisches Gemisch von Liebreiz und natürlicher Liebenswürdigkeit, dessen Zauber sich Niemand auf die Dauer zu entziehen vermag. Durch die Anmut der Frau werden alle ihre kleinen Verrichtungen und Arbeiten geadelt, durch sie vor Allem vermag sie den Mann an sich und an ihr Heim zu fesseln, und auch das schönheitsdurstige Auge wird von ihr befriedigt. Die natürliche Anmut entfaltet sich von selbst; ihr Schauplatz ist ebenso gut das Haus, die Familie, das tägliche Leben, wie die Gesellschaft. Wer wahrhaft anmutig ist, der ist es ebenso im einfachen Kleide, wie im Putz. Wohl ist Anmut eine Naturgabe; sie will aber trotzdem gepflegt werden, wenigstens in einem gewissen Grade, sei es nun durch Vorbild oder Ermahnung, durch Hinweis oder durch Erweckung des dafür noch schlummernden Sinnes. Ohne Veranlagung ist sie nicht zu erzeugen, aber beim Vorhandensein eines Funkens schon vermag sie ausgebildet zu werden und dient dann Vielen zur Freude. Unsere jungen Damen heutzutage wissen oft nicht gar viel von dem Wert und der Schönheit wahrer Anmut; wenn man diese gestikulierende, lautlachende, unschön sich bäumende, oft recht burschikos sich benehmende Schar junger Mädchen beobachtet, sich unter sie mischt, wenn sie nach Schluß der Schulstunden sich auf die Straße drängt, da fragt man sich manchmal: Wo bleibt da die weibliche Anmut? Diese Jugend will derb sein, nicht weich und schmiegsam, und doch ist das letztere so ganz besonders lieblich an einer blühenden jugendlichen Gestalt. Anmutiges Wesen wurde früher höher geschätzt als jetzt; es ist darum Zeit, daß die Mütter ihr wieder Beachtung schenken und sie ihren Töchtern einzupflanzen suchen.

Kunst und Literatur.

Im Verlage von Caesar Schmidt in Zürich sind wieder eine Anzahl neuer Bücher erschienen, es seien erwähnt: Kunst und Moral. Briefwechsel zwischen William Shakespeare und Madame Gacher-Savraute, Docteur en médicine à Paris. Nach authentischer Quelle bearbeitet von H. P. Preis Mk. 1,20. Ein satirisches Buch über die neuesten literarischen Fragen, welches jeden Gebildeten interessieren wird. — Die Egloffsteins. Roman von Hellm. v. Bernsdorff. Schmal- 8° in illustriertem Umschlag. Preis Mk. 1,—. Ein ergreifender Künstler-Roman, sehr tragisch, aber pikant geschrieben. — Bunte Lieder von Leo Heller. Preis Mk. 1,40. Der Verfasser gehört zu den jungen hervorragenden Dichtern Deutschlands und ist Mitarbeiter der „Dirnen- und Gassenlieder" von E. Straßburger. — Schicksale. Novellen von Emmy von Borgstedt. Preis Mk. 1,20. Die begabte Schriftstellerin versteht es sehr gut, dunkle Bilder aus dem Leben einer Großstadt höchst tragisch, aber doch lebenswahr zu schildern. — Unter dem Direktorium. 3 Novellen von Leo Norberg mit Illustrationen von Rud. Jettmer. In farbigem Umschlag. Preis Mk. 2,80. Diese Novellen des bekannten Wiener Verfassers aus der französischen Revolutionszeit zeichnen sich durch höchst interessante Schreibart aus, sodaß sie gewiß Aufsehen machen werden.

Die im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin erscheinende Monatsschrift für die gesamte Kultur „Deutschland", herausgegeben von Graf v. Hoensbroech, bringt in ihrem August-Heft (Nr. 11) wieder eine Reihe hochinteressanter und anregender Artikel. Wir heben daraus hervor: Das Urchristentum nach O. Pfleiderers gleichnamigem Buche von Prof. D. Dr. H. Holtzmann. Kritische Betrachtungen zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reichs von Oberstudienrat Dr. G. Engelhaaf. Eduard von Hartmann und die moderne Theologie von Prof. Dr. A. Drews. Teil I. Ferner: Streiflichter über Tagesfragen von Graf von Hoensbroech.

Hilfsbücher für die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung erscheinen im Verlage von Gustav Poetzsch in Magdeburg, der uns vorliegende Band I bringt das „Examinatorium der Physik", das gesamte Pensum in Frage und Antwort enthaltend. (Preis 1,20 Mk.) Das Werk füllt in dankenswerter Weise eine Lücke auf dem Gebiete der Hilfsbücher aus, da dieselben nicht allgemein, sondern nur für eine Sache vorbereiten und folglich dasselbe recht gewissenhaft ausführen. — „Tiroler Verkehrsbuch." Innsbruck, H. Schwick, k. u. k. Hofbuchhandlung Herr Dr. v. Zimmeter, der um die Hebung des Fremdenverkehres in Tirol vielverdiente Verkehrsreferent des dortigen Landesverbandes für Fremdenverkehr hat mit seinem Tiroler Verkehrsbuche ein praktisches Büchlein geschaffen, er bringt Dinge, die in allen Reisebüchern sonst nicht enthalten, und gerade am wissenswertesten sind, z.B. die Auskünfte über Aerzte, Apotheken, Bäder, Privatwohnungen, Gasthäuser, Zimmer- und Pensionspreise, Vergnügungen, Post-, Telegraphen- und Telephon-Verhältnisse, alle Wagenausflüge mit Tarifen, alle erhältlichen direkten Fahrkarten nach allen möglichen Aus- und Inlandsplätzen nebst Preisen, alle alpinen Schutzhütten, sämtliche Wagenkurse und Omnibusverbindungen nebst Preisen und selbstredend alle Eisenbahn-Fahrpläne mit reichhaltigen Anschlüssen, direkte Zugverbindungen, Schlaf-, Speise- und direkte Wagen. Der äußerst niedrige Preis von 30 Pfennig ist nur durch die Massenauflage erklärlich. Das Tiroler Verkehrsbuch wird von nun an jährlich in neuer Ausgabe erscheinen.

Praktisches für den Haushalt.

Brennessel als Haarmittel. Die Brennessel soll ein ausgezeichnetes Haarerhaltungsmittel sein, ja sogar noch mehr, sie soll dort, wo die Haarzwiebeln noch nicht erstorben sind, wieder neuen Haarwuchs erzeugen. Das Rezept ist folgendes: 200 Gr. feingeschnittener Brennesselwurzeln werden in einem Liter Wasser und einem halben Liter Essig eine halbe Stunde gesotten und dann der Absud abgegossen. Mit dieser Flüssigkeit wird der Kopf vor dem Schlafengehen gut gewaschen. Um das Sprödewerden der noch vorhandenen Haare zu verhüten, wird der Kopf wöchentlich einmal mit feinem Salatöl abgerieben.

Fleisch vor Fliegen zu bewahren. Wenn man die Fliegen vom Fleisch fernhalten will, so braucht man es nur mit Estragon einzureiben. Oder man bestreicht die Behältnisse, in denen das Fleisch aufbewahrt wird, mit Lorbeeröl.

Dunkele Tuchsachen zu reinigen. Man mischt Salmiakgeist mit Wasser, legt Röcke ꝛc. auf einen Tisch oder ein Brett, taucht eine Bürste in die Mischung und bürstet immer dem Faden nach, bis alles durchnäßt ist, spült dann tüchtig mit Wasser nach und hängt die Gegenstände möglichst im Freien an recht luftigem Orte auf. Wenn man sie dann einem Bügler übergibt, erhalten sie wieder ein neues Ansehen.

Statt der Scherben in Blumentöpfen zur Herstellung eines Wasserabzuges verwende man Knochenstücke. Die Wurzeln der Pflanzen eignen sich Nährstoffe derselben an, wie man beim Umsetzen der Pflanzen leicht wahrnehmen kann, und die Entwicklung solcher Gewächse ist rascher und kräftiger als bei anderen, die nicht so behandelt sind.

Vertreibung der Motten aus Wollenzeug. 3/8 Ko. Alaun und 3/8 Ko. Weinstein werden in 5/8 Ko. siedendem Wasser aufgelöst, die Mischung mit 4 Ko. kaltem Wasser verdünnt, das Zeug einige Tage darin eingeweicht, danach ausgewaschen und getrocknet.

Fiffigs Bade-Eindrücke.

Unser Mitarbeiter, der Schneiderlehrling Fiffig, schreibt uns:

Aalbeck, 14. August.

Sehr geehrter Herr Rehdaktöhr!

„Was die schenen Tage von Orangschuetz sind, die sein jetzt vorüber" sagt irgend en Dichter, un was mir betreffen tut von wejen die unverfälschte Seeluft mit den ozonreichen Gehalt, hat der Mann recht. Was in Swinemünde der Zeitball sein tut, der is for mir jesunken, was meine Aalbecker Uhr sein tut, die is abgelofen, was die Meestern is, die kehrt aus die nobliche Strandatmoschfähre in's normale Birgerliche zurück, Meester tut das Angelzeug wieder mits Mätermaß un Schere vertauschen un was Fiffig is, muß die Beene wieder of 'nem Tisch in die Werkstatt in Knoten schlagen tun — denn morjen heeßt's: Adjöhs Aalbeck, un was meine Adresse is, is wieder „Stettin in die Behringerstraße bei Meestern im vierten Stock." Aber was die See war, war scheen un wird mich noch lange ins fergnigliche Erinnern bleiben in das stobige alltägliche Daseintun von Stettin. Was for mir von wejen das literarische Standpunkt vor allens een bedeitendes Faktotum war, is das Geschieße in die See, was in die westlichen un östlichen Mohlen in Swinemünde losgehen tat un in Aalbeck wiederdröhnte, aber von mich, von wejen das Interesse mit Neugierigkeit, persönlich am Strand lang mit die Ogen interfift is. Was die See is, in der nischt is wie Wasser un Wellen, war en Leben von wejen die Kriegsjefahr, was ne junge Flottilje war von jemachte Kriegsschiffe, was verankert is von wejens schießen, was man lebendliche Ziele nennen tut, un nu wird jeschossen mit die Strandkanonade, was in die Wällen un auch zu sehen is, un was die Kugeln sein tun, die spritzen in die Wellen un bei's Treffen jibts 'nen Krach, aber oft krachts nich. Was nu der Dienstag war, da war allens los, was die Badejäste sein tun. Allens lag lang am Strand in's Malerische, was man Gruppierung nennen tut un Allens kickte mit die Gläser mang den Horizont, von wejen in Sicht sein, was der Kaiser of die „Hohenzollern" mit die „Nympfe" war. Un bei's Nahen, was man in's Kistendeitsche „Einlauf" nennen tut, da schrie Allens „Hurra" von wejens patriotische Gefihl, un was die Badejäste waren, die sangen „Heil dir im Siegerkranz" von wejen die Ofatsion, un was der Kaiser war of die Hohenzollernbrücke, nickte mit's braungebräunte Gesicht von wejen die nordländische Reise. Allens war in patriotischer Ofgeregtheit un von die Strandkanonen gings krachen wieder an, was man Salatschüsse nennen tut. — Was nu heit is, da is wieder, was der Dichter sagen tut: „Still ruht die See" un stille is es och am Strand von wejen Strandjastmangel, was immer eintreten tut von wejen zweete Jüte in die Saisong un was die Badeorjenaale sein tun, die gehen ab wie die Sterche of die Wiese, aber was das Gedächtnis is, das bleibt mir och for die Orjenaale. Was ens war, das war der „Herr Major", en oller Militärscher, was en Riesen-Schnurrbart hatte un hinkte von wejen die Blessuhr an's Been, was von Sedan war. Was Königgrätz war un dann Grafenlotte un Sedan, das war sein Fall von wejen die Tapferkeit un die Kurasche un's Totschießen von die Zuahfen un allens, was das hörten, waren respektiöhs zum Major. Aber was sein Freind, der Renntjöhr Meier aus Berlin war, der lachte so von wejen das Kriegerische, denn was der Major war, war gar keen Major nich, was kriegstätig war, 's war en „Fuhrherr Major" aus Pankow, was bei 'nen Fall vom Wagen die Blessuhr an's Been weg hatte un nie nich in's Militärsche tätig war. — Von jroße Orjenellitätigkeit ins Bad is „Tante Murrchen", was von die Strandlagerer och „Chamäleong" jenannt werden tut von wejen die Kledasche, was in alle Farben schillern tut. Was das Kleed is, is rot mit grünem Besatz un gelbe Schleifen, was der Hut is, is rohsa mit schwarz Samft un en schamoa Sonnenschirm machte die Buntigkeit fertig. Tante Murrchen is en verspätetes Mädchen, was in unglickliche Liebe machen tut un allens absucht von wejen dem entlofenen Liebhaber von damals; was en junger Mann am Strand sein tut, den starrt Murrchen an von wejen die Erinnerung, aber was das Enttäuschte is, kommt, sie schüttelköppt, murrt etwas in den of die Oberlippe sprossenden Bart un traumbummelt weiter. — Was das Männergesuche sein tut, is in die Bäder ne normalige Beschäftigung von die Frauens, was Mitter sein tun von wejen die Heiratsfähigkeit un die Knappigkeit fon die Freier. Was die Jeheim-Rätin sein tut, was ne jeborne von Lenden-Knapp, das liegt mit ihre vier unversorgigste Mädels lang hin in Strand und kickt nach's Kommen von die jungen Männer, wie so'n Lotse nach die Einfahrt fons Hafen, un was die vier Mädels sein tun, das stellen vor die Jrazien am Strande, was of Apollo'n warten, von wejen das Nicheinsamsein. Was Leonikes is, die Aeltste, macht in Bescheidenheit, von wejen das Ogenklappen nach unten, un Laurachen, was die Zweete is, macht in's Fromme, von wejen das Ogenklappen nach oben, Jretchen, was die Dritte is, tut das Häusliche markieren von wejen das Klappern mit das Strickstrump un Lieseken, was das Jüngste is, aber och schon ihre 22 Jährken hat, is's „Kind" von wejen dem kurzen Kleid mit die Wadenstrümpe, was die Jungfräulichkeit repräsentiert. Was die Olle for ene Rätin is, is mich jeheim jeblieben, aber en Jeheimnis macht se nich daraus, daß sie ene Jeheime is. Bei's Konzert, was Morjens is, sitzt se mang die Mächens wie die Kluck mang die Puttens von wejen die mitterliche Wachsamkeit un das Ogentelegrafische mit die Herrn. Jener biß och an, was en nobliches Exterrjöhr hatte von wejens Getanze bei die Röhnjohn, un was mit die Mächens Viellieblichen knabberte von wejens Schamhaftige un mit die Rätin von's Zukinftige konservieren tat von wejen reellige Absichten nach's Ekszahmen. Was das Ekszahmen war, tat Dicktuerei sein, denn bei's Einkofen von Butter in's Delkatessenjeschäft in Swinemünde wird's die Rätin blau un grün for die Ogen von wejen die Bediehnung, was der junge Herr sein tut mit's nobliche Exterrjöhr von wejens Ekszahmen, un mit Opolteldocken vorspringen tut von wejen die Ohnmächtigkeit von die Rätin, was jestern abjereist is mit die Mächen von wejen die Blamaschigkeit. — Was das Familjenbad sein tut, was Allens entrüstet, was nich drin is, wollte ich drüber augenscheinlich berichten, aber Niemand nich hat sich hier familjähr jezeigt zu

Ihrem

Hans Fiffig.